

# Wil

Autor(en): **Koch, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574792>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Wil.

Zu den Radierungen von Heinrich Waldmüller, München.

Heinrich Waldmüller versteht uns mit seinen liebevoll ausgeführten Radierungen in das an malerischen Effekten so reiche Wil, das heute noch gern als die alte Mebstadt bezeichnet wird. Und mit Recht! Erhebt sich doch heute noch die ehemals fürst-  
 äbtische Residenz, der sogenannte „Hof“, nun eine Bierbrauerei, das Häusermassiv überragend als ein trutziges Wahrzeichen, das nicht wenig zu Wils charakteristischer Silhouette beiträgt, deren reizvollsten Anblick wir wohl genießen, wenn uns von St. Gallen her das Dampfroß unterhalb Uzwil über die Thurbrücke Wil näherbringt. Da sehen wir vor uns das alte wie das neue Wil, ersteres wie eine Hochburg echter Historie auf dem Hügel thronend und sich in scharfen Konturen von dem rückwärts lagernden Hofberge abhebend, der ihm mit seinem saftigen Grün einen stimmungsreichen Hintergrund abgibt, während letzteres ohne Tradition und Geschichte, nur allein von seiner Bestimmung getragen, in erfreulicher Entwicklung sich immer weiter in die Ebene vorschiebt und ein gefährlicher Konkurrent der an Erlebnissen überlegenen Altstadt zu werden droht. Und mußte so dem modernen Zeitgeist auch manche Konzession gemacht werden, so bietet das eigentliche Städtchen doch noch des Alten genug, um als beredter Zeuge vergangener Jahrhunderte deren Romantik und wechselvolle Erlebnisse in unsere so nuchternen Tage herüberfliegen zu lassen. Und gewiß wurde Waldmüller, der seine Jugend in Wil verlebte, gerade durch diese überzeugende Sprache poesieumwobener Vergangenheit zur Schaffung seiner Radierungen angeregt, durch die er uns zweifellos die wertvollsten Partien Wils erschließt und uns veranlaßt zu einigen geschichtlichen Angaben.

Wil hat eine bewegte Vergangenheit hinter sich und nahm in früheren Zeiten zumeist eine hervorragende Stellung ein. Urkundlich wird es bereits im achten Jahrhundert erwähnt, und seine Gründung ist auf die Grafen von Toggenburg zurückzuführen. Das Jahr 1226 brachte es erstmals an das Kloster St. Gallen; 1246 kam es wieder in den Besitz Diethelms III., jedoch nur auf ganz kurze Dauer: schon im folgenden Jahre ward es neuerdings Eigentum des Klosters, und von dieser Zeit an teilte es dessen Geschicke. Wie die Geschichte meldet, weilte im Jahre 1267 Rudolf von Habsburg in Wils Mauern, um eine Fehde mit Abt Berchtold von Falkenstein gütlich auszutragen. 1292 soll es von Dienstleuten des Abtes am 24. August in Brand gesteckt worden sein; man wollte sich an dem Habsburger rächen, der Wil zur Uebergabe an Oesterreich gezwungen hatte. Zum zweiten Mal fiel Wil im Jahre 1312 einem zerstörenden Feuer zum Opfer, das es gänzlich vernichtete; die Bürger, gesonnen, die Unglücksstätte zu verlassen, konnten von Abt Heinrich durch Erlass der Steuern auf fünf Jahre zum Bleiben und Wiederaufbau ihrer Wohnungen bewogen werden.

Es kann selbstverständlich nicht Sache dieses Artikels sein, Wils ganze umfangreiche Geschichte zu entrollen, und somit beschränke ich mich auf einige wenige Momente, die für Wil im Zusammenhange mit der Eidgenossenschaft von Bedeutung waren. So notieren wir 1443—45 die Belagerung Wils durch Zürich. Im Jahre 1451 sehen wir es gleichzeitig mit St. Gallen den Eidgenossen verbündet und weiterhin an den Kämpfen in den Burgunderkriegen, dann am Schwabenkrieg und später an den Zügen nach Italien teilnehmen. Die alten Wiler bewiesen von je

einen tüchtigen kriegerischen Sinn, der besonders in der sogenannten „Böckezunft“ seine Auslösung fand und Wil zu bedeutenden Eroberungen verhalf. Unter der Reformation mußte auch Wil schwer leiden. Ein großer Teil der Bürger riß sich von der äbtischen Herrschaft los und stellte sich unter den Schutz der Zürcher, die Wil besetzten. Jedoch die Niederlage der Zürcher bei Kappel im Jahre 1531 bewirkte für Wil wieder die Herstellung der äbtischen Herrschaft und veranlaßte zugleich die Rückkehr der Abgefallenen zum frühern Glauben. Auch der seit dem vierzehnten Jahrhundert bestehende Schwesternkonvent zur „Samnung“ wurde wieder hergestellt und bildet das heutige Frauenkloster, in dem 1809 ein Institut mit höherer Töchtererschule gegründet wurde; vor zwei Jahren ist das Institut in einen modernen Neubau verlegt worden. Im Toggenburger- oder Zwölferkriege (1700—1712) wurde Wil von den vereinigten Zürchern und Bernern unter Oberst Bodmer von Zürich belagert und schließlich auch zur Uebergabe an Zürich gezwungen. Erst 1728 ward es wieder dem Abt zurückgegeben. Der Drang nach größerer Freiheit, der Ende des achtzehnten Jahrhunderts allorts einsetzte, erstreckte sich auch auf Wil, und der Fürst sah sich genötigt, seine Landeshoheit abzutreten und Wil zu verlassen, das dann zufolge der Mediationsakte vom 19. Februar 1803 dem neugebildeten Kanton St. Gallen einverleibt wurde.

Wil, das heute ungefähr 7000 Einwohner zählt und über



Klosterterre in Wil. Nach der Radierung von Heinrich Waldmüller, München.

sehr günstige Bahnverbindungen verfügt, ist ein reger Handelsplatz und bedeutender Markort geworden, der besonders im Herbst von Händlern wie Käufern zahlreich besucht wird. Den finanziellen Verkehr vermitteln daselbst die Toggenburgerbank und eine Filiale der St. gallischen Kantonalbank. Wie jede alte Stadt, so birgt auch Wil seine Sehenswürdigkeiten und historischen Denkmäler, und da ist es vor allem der „Hof“, der trotz gröblichster Plünderung noch heute manch Wertvolles in sich schließt und auch das neugegründete Ortsmuseum beherbergt. Wils älteste Pfarrkirche, zu St. Peter, lag seinerzeit außerhalb der Stadt und wurde 1887 gründlich umgebaut. Ihr verbunden ist die Liebfrauenkapelle, welche die Jahreszahl

1499 trägt und letzten Winter renoviert und mit einem Riesengemälde von Fritz Kunz geschmückt worden ist. Im Westen bildet das kantonale Asyl gewissermaßen eine eigene Stadt, die in ihren vielen weitläufigen Gebäuden, mit annuitigen Anlagen verbunden, allein nahezu tausend Menschen Obdach gibt, Armen und Leidenden, Menschen, die draußen in der Welt ihre Rolle mehr oder weniger gut gespielt und nun in sorgfamer Pflege den Abend ihres Lebens beschließen. Und noch etwas weiter westlich grüßt aus dem Grünen „Dreibrunnen“, das hübsche Barockkirchlein, eine alte Wallfahrtsstation, während im Norden das Kapuzinerkloster mit Kirche gleich einem vorgeschobenen Posten Wils Mauern zu bewachen scheint.

Hermann Koch, Wil.

## Bescheidene Sommerfrische.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Plauderei von Ignaz Kronenberg, Meierskappel.

Gewiß, hat man fünfundzwanzig Jahre lang in amtlicher Stellung gewirkt und den Karren nicht in irgend einen Sumpf hinein dirigiert, so kann niemand etwas dagegenhaben, falls man mal eine Sommerfrische von sage und schreibe — 3 w e i T a g e n machen will! Vielleicht ist es unbescheiden, die Bescheidenheit so weit zu treiben. Es liegt mir aber ganz ferne, mich damit aufzulassen und allfällig gestrengen Herren „Oberen“ Gelegenheit zu geben, mich ihren ferienbedürftigen Untergebenen als klassisches Schulbeispiel vor Augen stellen zu können, um deren Begehrlichkeit einen Dämpfer aufzusetzen. Nein! Ich kann sogar behaupten, ich hätte es auch ohne diese Sommerfrische ganz gut machen können, da ich in der glücklichen Lage bin, in herrlicher Gegend und in einem Hause zu wohnen, das rings von Mattengrün umgeben und von Busch und Baum beschattet ist. Dazu fast beständig eine sonntägliche Stille und — vielleicht ist es unvorsichtig, es zu sagen — nur sehr wenig Belästigung durch Autos. Besitzer von solchen, die das Lesen, möchte ich dringend bitten, dies ja nicht als Einladung aufzufassen.

Ich habe einen lieben Menschen in Luzern, den ich gern bei mir gehabt hätte in der Sommerfrische. Ich wußte noch nicht einmal, wohin wir eigentlich wollten. Mit den andern „Fünfundzwanzigjährigen“ hatte ich das übliche Jubiläumsprogramm teils abwickeln helfen, teils über mich ergehen lassen, und nun trieb es mich in die Berge. Aber mein „lieber Mensch“ hat eine ebenso liebe Frau. Da gab es keine Schwierigkeiten. Sobald ich von meinem Plane sprach, so hieß es: „Ja, lieber Toni, geh mit!“ und der ließ sich das nicht zweimal sagen.

Es zog uns vorerst nach Engelberg. Was dort geschehen sollte, wußten wir nicht, Ausrüstung brauchten wir keine. Jeder trug seinen En-tout-cas und brachte einen gesunden Magen und frischen Humor mit, was braucht's da mehr? O ja, noch etwas — viel Geld! Denn in der Hochsaison ist's schändlich teuer in den Bergen. Das Verdeck des prächtigen Salondampfers so gut wie die Wagen der elektrischen Bahn nach Engelberg waren gesteckt voll von — wie soll ich sagen? Der Toni summte jetzt schon eine bekannte Melodie, deren Text mit den Worten anfängt: „Wir brauchen keine...“ Alles Deutsche, eine eigentliche Invasion! Nur der Herr mir gegenüber in der Bahn war offenbar ein Elsässer. Aber jetzt sind diese ja auch bald vollwertige Deutsche. Meine Unterscheidung ist daher nicht gut angebracht. Auf einmal taucht mir eine Erinnerung auf. „Sind Sie nicht vor ungefähr zwölf Jahren in Ungern zur Kur gewesen?“ frage ich den Elsässer. Es stimmte. Verschiedene Umstände und Personen, von denen diese und jene nicht mehr am Leben waren, wurden erwähnt, und der redselige Herr wollte nun natürlich wissen, wohin wir wollen, und da wir noch wenig Sicherheit zeigten, riet er uns, über Trübsee, Jochpaß, Engstlenalp auf die Frutt zu gehen, nur meinte er, wir hätten die Tour besser von Melchtal aus unternommen, was sich dann aber später als ganz unrichtig herausstellte. Heimlich hatte ich längst an diesen Plan ge-

dacht, war mir doch die Frutt schon vor bald dreißig Jahren lieb geworden. Nun mußte ich sie wieder sehen, es war ausgemacht.

Vom Wetter brauche ich nicht zu reden, es genügt: Sommer 1911! „Prima Fruttwetter!“ hatte mir vor dreißig Jahren ein über sechzigjähriger väterlicher Freund depešiert, mit dem ich dann von Melchtal aus während eines unheimlichen Gewitters mit Blizschlägen ein ums andere Mal unter strömendem Regen auf die Frutt marschierte. Jetzt hätte man gelacht, wenn einer des Wetters wegen Besorgnis geäußert. Wirklich prima Fruttwetter, Titliswetter und Himalajawetter!

In Engelberg gerieten wir aber trotz dem schönen Wetter vor die „läche“ Türe. Es war eine magere „Alp“, jenes Restaurant, und mit dem Diner table d'hôte à zwei Franken fünfzig im Leibe konnten wir unmöglich den Aufstieg zum Jochpaß mit seinen 2206 m bewältigen. Wir sorgten daher sofort für Sufkurs und begannen fröhlich den Aufstieg gegen Trübsee. Mein lieber Toni, Spenglermeister und Landschaftsmaler, war ganz entzückt, bald über die Gegend, eine großartige Gebirgslandschaft, wo man sogar zuhinterst in das „Ende der Welt“ — unzugängliche Halde zwischen dem „Fahnen“ und den Engelbergerhörnern — hinein sah, bald über die in den sattesten Farben und reizendsten Formen überall zwischen dem Gefels hervorragenden Blümchen. Aber sein Glend mit den Arbeitern konnte er selbst hier nicht ganz vergessen, und ich mußte eine lange Geschichte anhören, wie er dies Frühjahr freiwillig den Arbeitern, die er den Winter über teilweise mit eigenem Schaden beschäftigt hatte, den Lohn erhöht und wie sie trotzdem anfangs Sommer in eine Lohnbewegung eingetreten seien, obwohl der geringste von ihnen bedeutend mehr Lohn habe, als er selbst gehabt, da er doch als Arbeiter mit Frau und Kind einzig auf seinen Lohn angewiesen war. „O, dieses Gift in unsern Arbeitern! Diese Verhehung!“ rief er aus.

„Ach was!“ erwiderte ich. „Schau da, wie herrlich Aconitum (Eisenhut) und Digitalis (Fingerhut) blühen auf diesen Geröllhalben! Beides Giftpflanzen, beides aber auch Medizinien in kundiger Hand. Wir haben heutzutage ein giftiges Progenium unter der Arbeiterschaft, ähnlich, wie wir es früher unter den Kapitalisten hatten und zum Teil noch haben. Unsere Gesellschaft ist krank und wendet giftige Mittel an, um sich zu heilen. Und je stärker und unerträglicher das Gift ist, um so sicherer wird es den töten, der es anwendet. In deinem Falle also wird die Arbeiterschaft mit ihrer dickgeschwollenen Begehrlichkeit und erbitternden Undankbarkeit sicher den kürzern ziehen!“

Ich glaube, meine Theorie habe wenig Eindruck gemacht auf meinen Freund, der diesen Dingen viel nähersteht als ich und der seinen Arbeitern einen Lohn bezahlt, der im Jahre für jeden 1800 Franken ausmacht, also mehr als das Honorar vieler Landschullehrer und vieler Landgeistlicher. Aber unter diesen Gesprächen hatten wir die lungenstüchtige „Pfefferwand“ glücklich überwunden und stärkten uns im Hotel Trübsee um weniges